

Vortragsmanuskript von Sabine Grenz für die Podiumsdiskussion "Gender Studies. Perspektiven – Ziele – Kritik" am Donnerstag, 2. Juni 2016, im Rahmen des Kooperationsjahres zwischen dem Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung (IZfG) und dem Alfred Krupp Wissenschaftskolleg Greifswald

*Auf dem Podium saßen: Sabine Grenz, Stefan Hirschauer, Peter C. Pohl, Hedwig Richter
Moderation: Christian Suhm*

Gender Studies im Labor? Eine Replik auf Stefan Hirschauers "Wozu Gender Studies?"

Zunächst möchte Ihnen im Namen der Fachgesellschaft Gender ganz herzlich zu Ihrem 20-jährigen Jubiläum gratulieren und mich für die Möglichkeit bedanken, bei dieser Gelegenheit sprechen zu können. Insbesondere die Reichweite bzw. die Grenzen der Gender Studies, welche Stefan Hirschauer in seinem Artikel "Wozu Gender Studies?" anspricht, stellt ein grundlegendes Anliegen im interdisziplinären Feld der Gender Studies und damit auch in ihrer Fachgesellschaft dar. In der Diskussion geht es sowohl um die Bereiche der Grundlagen- und Anwendungsforschung sowie der verschiedenen Praxisfelder als auch um die Bezüge zu "verwandten" Forschungsbereichen wie der Diversitätsforschung, den Queer, Post- bzw. De-Colonial und Disability Studies. Geschlecht wird daher in der Regel nicht als isolierte Kategorie aufgefasst, sondern theoretisch immer in Wechselwirkungen mit anderen Ausdrucksformen sozialer Differenz und Differenzierung gefasst.

In dem Artikel schlägt Stefan Hirschauer eine Weiterentwicklung der Geschlechterforschung/den Gender Studies vor. Er möchte zwischen einer in seinen Augen wissenschaftlichen und einer politisch beeinflussten bzw. politisch interessierten Geschlechterforschung eine Trennlinie ziehen. Damit möchte er eine 'rein' wissenschaftliche "Geschlechterdifferenzierungswissenschaft" etablieren, also eine Wissenschaft, die die Mechanismen untersucht, durch die Menschen in verschiedene Geschlechter differenziert werden. Diese soll – wenn ich das zwischen den Zeilen richtig herauslese – weder epistemologisch noch methodologisch auf der Zweigeschlechtlichkeit beruhen, sondern untersuchen, wie diese entsteht. D.h. Stefan Hirschauer geht – dem Stand der Forschung in den Gender Studies/der Geschlechterforschung entsprechend – davon aus, dass das Konzept der Zweigeschlechtlichkeit historisch gewachsen, sozial konstruiert und damit veränderbar und im besten Falle auflösbar ist.

Die Zweigeschlechtlichkeit

Dass Geschlechterwissenschaftler_innen das Konzept der Zweigeschlechtlichkeit verhältnismäßig einmütig in Frage stellen, ruft gerade zurzeit einige Gegenwehr hervor (z.B. Pegida; befürchtet wird die Entdifferenzierung, Gleichmacherei). Denn in unserer alltäglichen Wahrnehmung erscheint die Zweigeschlechtlichkeit als das natürlichste aller Phänomene. Wer sich auf die Gender Studies einlässt, lässt sich also auf einen ähnlich tiefgreifenden Wandel ein, wie den vom ptolomäischen zum kopernikanischen Weltbild. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber ich sehe die Sonne immer noch auf- und untergehen, wenn sie scheint. Zugleich vertraue ich den Wissenschaftler_innen, dass sie richtig rechnen und dass die Fotos aus dem Weltall nicht gefälscht sind etc., auch wenn dies meiner alltäglichen Wahrnehmung widerspricht.

Zurück zur Zweigeschlechtlichkeit: Sie stellt nach wie vor ein medizinisches und biologisches Problem dar, da sie auf den verschiedenen Ebenen der Genetik, Epigenetik und Physiologie weniger leicht zu beweisen ist, als es uns unser Alltagswissen Glauben machen möchte und es unserer alltäglichen Erfahrung entspricht. Dies wurde zuletzt sehr eindrücklich von Karl-Heinz Voß untersucht. Nicht zuletzt können die verschiedenen als "Abweichung" bezeichneten Formen noch immer nicht erklärt werden. Besonders tragisch ist dies für intersexuell geborene Kinder sowie für Menschen, die sich der Zweigeschlechtlichkeit im Laufe ihres Lebens nicht anpassen mögen.

Der Zweigeschlechtlichkeit wurde nun in der Moderne eine zusätzliche Schärfe verliehen, indem lange versucht wurde, Frauen aus dem öffentlichen Raum, der politischen Verantwortung und der höheren Bildungseinrichtung fernzuhalten. Dieses Bestreben führte im 19. Jahrhundert zu einer Explosion von "Wissen", durch welches die Unterschiede zwischen den Geschlechtern etabliert werden sollte. Zugleich aber gab es ebenso viele Interventionen von Frauenrechtler_innen, die schließlich dazu führten, dass Mädchen Abitur machen und Frauen studieren durften und ihnen auch das aktive und passive Wahlrecht zugestanden wurde. Bis heute stehen wir bezüglich der formalen Rechte für Frauen recht gut dar, wenn auch gesellschaftlich die alten Paradigmen nach wie vor wirksam sind. Doch nicht nur die Hierarchisierung zwischen den Geschlechtern ist umkämpft. Auch die Zweigeschlechtlichkeit selbst wurde und wird immer wieder in Frage gestellt. Bis heute gibt es beispielsweise keine Erklärung für intersexuell geborene Menschen. Anstatt die Vielfalt der Formen geborener Menschen als Ausgangspunkt für die Untersuchung menschlicher Geschlechtlichkeit zu nehmen, werden intersexuell Geborene zur Abweichung von der Norm

erklärt – wobei die Norm eine statistische Häufigkeit beschreibt, die erst als eine Folge ihrer Interpretation zur Richtschnur für das Richtige wird.

Gender Studies und die Reinheit der Wissenschaft

Die Geschlechterdifferenzierungswissenschaft, die Stefan Hirschauer vorschwebt, erhebt den Eindruck, eine reine Wissenschaft zu sein. Durch ihre Reinheit von anderen Zwecken – wie beispielsweise politischen Inhalten – wird sie zu einer wirklichen Wissenschaft. Interessant daran ist, dass Reinheit, die in Bezug auf die Wissenschaft ein Synonym für Objektivität und Neutralität darstellt, selbst in einem wissenschaftsfremden Kontext entstanden ist. Inge Stefan und Christina von Braun weisen darauf hin, dass die Idee der Reinheit aus der christlichen Religion stammt. Dass sie in die Wissenschaft Eingang fand, hat mit den Wurzeln der europäischen Wissenschaft in den Klöstern zu tun. Es ist die Perspektive von nirgendwo, die Donna Haraway als "Godtrick" bezeichnet hat. Die Geschichte des Eindringens der Reinheit in die Wissenschaft veranschaulicht, dass Wissenschaft historisch situiert und kulturell beeinflusst ist, dass also selbst unsere hohen Ideale von wissenschaftlicher Objektivität und Neutralität nicht aus dem Nichts, nicht in einem neutralen Raum entstanden sind. Zudem wandeln sie sich historisch – wie z.B. auch die Geschichte der Objektivität von Lorraine Daston und Peter Galison zeigt.

Obwohl auch Nonnen in Frauenklöstern geforscht haben, wurde dieser Forschung nie derselbe Rang, wie der Forschung von Mönchen zu Teil, so dass sich die Wissenschaft im Zuge der Säkularisierung auch aufgrund dieser Traditionen zu einem "reinen Männerbetrieb" entwickeln konnte. So ist es denn auch die männlich-europäische Figur, die als "bescheidener Zeuge" – wie Haraway ihn nannte – zur wissenschaftlichen Persona wurde. Diese Persona ist dazu in der Lage, den uninteressierten Blick von nirgendwo auszuüben, während als Frauen identifizierte Menschen in ihrer Geschlechtlichkeit, ihrer Natur und damit Unreinheit verfangen sind. Diese Unreinheit wandelte sich im Zuge der Moderne zu einer anderen Art Verunreinigung wissenschaftlichen Denkens: das Rationale wurde (und wird) durch die Emotionen der Frauen verunreinigt, durch ihre Unlogik. Die Zweigeschlechtlichkeit verfolgt uns...

Das Sinnbild wissenschaftlicher Reinheit und Genauigkeit ist das Labor. Braun und Stefan beobachten, dass die Entwicklung des Labors mit dem schrittweisen Einlassen von Frauen einhergeht, dass der weibliche Körper also in dem Moment Eingang in die Forschung findet, indem das Labor bereits entwickelt ist. Da in ihm nunmehr reine Forschung möglich zu sein scheint, kann auch der Frauenkörper dort anscheinend nichts mehr anrichten. Doch nun kommt Bruno Latour ins Spiel, der uns mit der Akteur-Netzwerk-Theorie gezeigt hat, dass

das Labor gar nicht so rein ist, wie man auf der Basis des Alltagswissens denkt. Latour hat gezeigt, wie die anderen gesellschaftlichen Bereiche – oder wie er es nennt Existenzweisen – in das Labor hineinspielen. Politik, Recht, Ökonomie und Religion spielen in der Laborforschung mit. Keiner der Bereiche kann daraus gänzlich ausgeschlossen werden.

Es ist daher unverkennbar, dass die wissenschaftliche Persona, der uninteressierte "bescheidene Zeuge" eine Chimäre ist, das haben unzählige Projekte der kritischen und reflektierten Wissenschaftsforschung veranschaulicht (z.B. Falko Schnicke über die Entwicklung der Geschichtswissenschaft als Disziplin). Ich möchte unseren "modest witness" daher lieber in der Klamottenkiste lassen. Hat sich wissenschaftliche Redlichkeit nicht längst zur Transparenz und kritischen Reflexion des eigenen Bias entwickelt? Aus diesem Grund wurde ja auch erst kürzlich in Niedersachsen die freiwillige Angabe von Drittmittelgebern für die universitäre Forschung etabliert. Denn vor dem Hintergrund dieser Informationen lassen sich auch die Ergebnisse der jeweiligen Forschung differenzierter interpretieren. Das ist sicher ein Punkt, über den wir später noch diskutieren können.

Epistemologische Dilemmata

Die Idee einer Geschlechterdifferenzierungswissenschaft oder überhaupt einer Sozial-Differenzierungswissenschaft kann ich nur begrüßen. Ich halte diese Forschung für einen notwendigen Zustrom einer geschlechtertheoretischen Grundlagenwissenschaft. Meines Erachtens kann dies aber nicht die Grenze der Gender Studies darstellen. Denn zum einen wird Geschlecht nicht nur in alltäglichen Situationen differenziert, sondern auch in Politik, der Wissenschaft, der Kunst, der Religion und der Ökonomie werden bestimmte Geschlechterkonstruktionen geschaffen, perpetuiert und verändert.

Diese auf einer komplexen gesellschaftlichen Basis beruhende Geschlechterdifferenzierung bringt zudem Ergebnisse hervor, so dass im Anschluss daran vergeschlechtlichte Subjekte existieren. Wie wir von Michel Foucault gelernt haben, ist Macht in der Moderne nicht ausschließlich restriktiv sondern insbesondere produktiv. Das bedeutet, dass u.a. in der Wissenschaft Wissen geschaffen wird, das in Gesetzgebungen und gesellschaftliche Regulierungen einfließt und mit dem sich die Menschen in der Folge identifizieren. Andrea Bührmann spricht im Anschluss an Foucault daher von einem Geschlechterdispositiv. Dieses Dispositiv bringt individualisierte und dennoch vergeschlechtlichte Subjektivierungsformen hervor. D.h. die Geschlechterdifferenzierungsprozesse, die untersucht werden können, fangen bereits bei einer sozialen und biographischen historischen Gewordenheit an. Das trifft auf die eigene Subjektivierung ebenso zu wie auf die Kategorisierung anderer Subjekte. Deswegen muss es meiner Ansicht nach weiterhin Forschung zu als Männer und Frauen kategorisierten

Menschen, zu Menschen, die nicht in die Zweigeschlechtlichkeit eingeordnet werden möchten oder können und zu den Beziehungen, in denen sie zueinander stehen geben. Diese Beziehungen werden nicht nur auf der Ebene des Alltags bestimmt, sondern auf der Grundlage eines komplexen Zusammenspiels zwischen Wissensproduktion, kultureller Repräsentation und sozialer Struktur auf welche in den alltäglichen Geschlechterdifferenzierungsprozessen zurückgegriffen wird.

Die Geschlechterforschung bzw. die Gender Studies sind ein trans- bzw. interdisziplinäres Gebiet, um die vergeschlechtlichte Wissensproduktionen in den verschiedenen disziplinären Kontexten – von Kultur- bis zu den Naturwissenschaften – aber auch gesellschaftlichen Bereichen der Politik, Ökonomie, dem Recht, der Kunst, der Religion und der Zivilgesellschaft gleichermaßen erforschen zu können. Die von Hirschauer vorgeschlagene Geschlechterdifferenzierungswissenschaft kann daher nur ein Bereich von mehreren sein. Bestünde sie allein, griffen die Gender Studies viel zu kurz. Sie in ihrer Breite zu akzeptieren, bedeutet aber auch, dass noch sehr viele epistemologische und methodologische Hemmnisse aus dem Weg geräumt und Widersprüche aufgelöst werden müssen.

Gender Studies als transdisziplinäre Wissenschaft

Die Gender Studies bestehen nicht nur aus ihrer Grundlagenforschung. Im Gegenteil, sind sie auch in dem Sinne transdisziplinär, als dass sie verschiedene Praxisfelder bedienen. Da die Gender Studies selbst in ihren naturwissenschaftlichen Ausprägungen immer auch eine kritische Reflexion der Gesellschaft mit sich bringen, zielt sie in ihren Anwendungen in der Regel auf gesellschaftliche Veränderungen ab. Die Geschlechterdifferenzierungsprozesse führen zudem in der Regel zu Hierarchisierungen zwischen den Geschlechtern, die zu Ungleichheitsverhältnissen führen. Diese im Sinne der Demokratisierung verändern zu wollen, halte ich nicht für verwerflich. Stefan Hirschauer betrachtet diese Zielrichtung jedoch anscheinend als Verunreinigung. Diese Wissenschaft verlässt den hehren unberührten wissenschaftlichen Raum. Sie wird zur Anwendungswissenschaft.

Das Anwendungsfeld der Gender Studies ist so vielfältig, wie ihre Interdisziplinarität. D.h. die Anwendung fließt auch in die verschiedene Wissenschaftsbereiche hinein (z.B.: für weniger sexistische oder weniger von der Zweigeschlechtlichkeit dominierte biologische Forschung). Die Verzweigungen, die gesellschaftswissenschaftlich forschen, führen selbstverständlich zu Anwendungen in Politik, Verwaltung und die Zivilgesellschaft.

Ein Anwendungsbereich ist das von Hirschauer erwähnte Gender Mainstreaming, das inzwischen weitgehend zum Diversity Management umgearbeitet wurde. Beim Gender Mainstreaming und beim Diversity Management handelt es sich um Verwaltungshandeln,

nicht um Forschung. Gender Mainstreaming und das darin enthaltene Gender-Budgetting stellt den Versuch dar, demokratischere Strukturen in der Verwaltung durchzusetzen. Dass dies noch nicht der Weisheit letzter Schluss ist, wird in der Geschlechterforschung bereits seit 20 Jahren erkannt. Insbesondere ist wiederholt kritisiert worden, dass es sich dabei häufig nur um eine rhetorische Modernisierung handelt, aber auch, dass dadurch die Zweigeschlechtlichkeit festgeschrieben wird.

Bezieht man diese kritische Reflexion mit ein, so wird deutlich, dass sich die Gender Studies nicht vor einen politischen Karren spannen lassen. Ebenso wenig wie sich physikalische Grundlagenforschung vor den Karren der Industrie spannen lässt. Ließen sich die Gender Studies vor einen politischen Karren spannen, so müsste zudem von einer politischen Einmütigkeit ausgegangen werden, die so gar nicht besteht. Wie in allen gesellschaftswissenschaftlichen Forschungsbereichen gibt es auch hier Diskussionen. Aber was ist falsch daran, dass wissenschaftliche Erkenntnisse in die Praxis umgesetzt werden? Das geschieht in anderen Bereichen der Wissenschaft doch auch. Dass das Praxisfeld von Gesellschaftswissenschaften eben die Gesellschaft ist und nicht die Verbesserung von Zahnfüllungsmaterialien, ist meiner Ansicht nach eine Selbstverständlichkeit. Ebenso selbstverständlich ist es, dass gesellschaftliche Prozesse und damit auch die Maßnahmen erst im Nachhinein evaluiert und dann aber auch geändert werden können. Zugleich aber muss zwischen Forschung und Anwendung auch unterschieden werden. Die Forschung ist nur sehr bedingt für das verantwortlich, was aus den Ergebnissen gemacht wird.

Die Reichweite der Gender Studies

Die Fachgesellschaft diskutierte bereits vor ihrer Gründung das Selbstverständnis und damit auch die Grenzen der Gender Studies. In Zeiten, in denen der Genderforschung finanzielle Mittel winken oder es notwendig wird, gesellschaftliche Marginalisierungen in der Forschung mit zu bedenken, gibt es auch immer Wissenschaftler_innen, die auf den Zug aufspringen möchten. So existiert nach wie vor wissenschaftliche Forschung, die den Trend der sexistischen Forschung aus dem 19. Jahrhundert fortführt. Deren Ziel war es, Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu finden, die die gesellschaftliche Ungleichbehandlung von Frauen und Männern legitimieren sollte. Diese Art von Geschlechtsunterschiedsforschung gehört meiner Ansicht nach nicht zu einer geschlechterreflektierten Forschung.

Diese Forschung hat das Männliche zur Norm erhoben und das Weibliche lediglich als Abweichung davon berücksichtigt. Das wiederum hat beispielsweise in der Medizin dazu geführt, dass lange nicht erkannt wurde, dass Herzinfarkte bei Frauen andere Symptome haben als bei Männern. Dafür, dass die Gender-Medizin sich dieser Phänomene annimmt,

gebührt ihr wirklich Dank. Denn Herz-Kreislauf-Erkrankungen stellen auch für Frauen die häufigste Todesursache dar. D.h. nicht jede Geschlechtsunterschiedsforschung ist per se zu verwerfen.

Das Beispiel veranschaulicht auch, dass dort, wo das Geschlecht nicht berücksichtigt wird, das Weibliche häufig vergessen und das Männliche als die Norm gesetzt wurde. Aber selbstverständlich sind auch Männer in bestimmten Hinsichten benachteiligt. Sie können, wie Stefan Hirschauer schreibt, beispielsweise in Bezug auf die Vaterschaft benachteiligt sein bzw. von ihren Partner_innen benachteiligt werden. Andererseits fordern Männer ihre Rechte als Väter auch nicht laut genug ein und überlassen die emotionale ebenso wie die pflegerische Arbeit nach wie vor häufig den Frauen allein.

Das Problem mit den Geschlechterdifferenzierungsprozessen ist eben, dass sie auf einer breiten gesellschaftlichen historisch gewachsenen Basis beruhen und auch biographisch schon vor der Geburt ansetzen. Hier bereiten sich Eltern, Verwandte und Wahlverwandte bereits vor der Geburt auf das Geschlecht des Kindes vor. In einer globalen Dimension betrachtet, kann diese Geschlechterdifferenzierung auch zum geschlechterselektierten Tod führen. So oder so beginnt die Differenzierung zu einem Zeitpunkt, an den wir keine bewusste Erinnerung mehr haben. Das soziale und kulturelle Geschlecht wird uns daher sehr tiefgehend in den Körper eingeschrieben. Es geht unter die Haut und dort eine unheilige Allianz mit den physiologischen Gegebenheiten ein.

Anders als Herr Hirschauer würde ich daher nicht in Gender Studies und Geschlechterforschung unterteilen. Ich plädiere eher für eine Sichtweise auf die Gender Studies oder die Geschlechterforschung als ein in sich differenziertes Feld, in dem es Grundlagen- und Anwendungsforschung in sehr verschiedenen Forschungsbereichen gibt. Und hier möchte ich explizit die Anschlussstellen zu den eingangs genannten interdisziplinären Forschungsfeldern (den Queer, Postcolonial, Disability und anderen Studies) mit aufnehmen, da ich nicht davon ausgehe, dass Geschlecht als singuläre Kategorie erfassbar ist. Sie steht vielmehr immer zu anderen Kategorien in Beziehung und kann mal mal mehr mal weniger wichtig sein. Allerdings halte ich Spezialisierungen auf bestimmte Kategorien und Bereiche für angemessen, da es unmöglich ist, alles auf einmal tiefgehend zu erforschen.

Selbstverständlich gibt es auch auf diesem Gebiet unterschiedliche Qualitäten von produziertem Wissen – wie in jeder anderen Disziplin bzw. in jedem anderen Forschungsfeld auch. Diese aber quasi in eine "bad bank" abzuspalten, halte ich nicht für den richtigen Weg. Zumal – dies sei zum Abschluss noch bemerkt – die Namensnennung ohnehin nicht so

einfach zu steuern ist: Manchmal wählen Universitäten einfach nur die deutsche Bezeichnung, manchmal gibt es historische Gründe für die Erhaltung einer bestimmten Bezeichnung.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!